

Pulverfass

*Weißhelme auf der Suche nach Blindgängern*





Zusammengeschmolzen  
Diese verschmolzenen Gläser für Babynahrung  
zeugen von der enormen Hitze, die von den  
Bombardierungen ausgegangen ist

Gnadenlos

*Die Ruinen dieser Moschee zeugen davon,  
dass den Konfliktparteien nichts heilig gewesen ist*



Knapp daneben ...  
Vom Hoteldach sieht man die Folgen einer  
abgestürzten Kampfdrohne





Nicht ohne stolz ...  
*Hussein steht vor seiner neuen alten Wohnung*

# Damaskus und anderswo:

## Wiederaufbau zwischen Hoffen und Bangen

Seit der Machtübernahme durch Präsident Ahmed al-Sharaa und der von ihm angeführten HTS-Miliz (Haiat Tahrir asch-Scham) ist es ruhiger geworden in der internationalen Berichterstattung zu Syrien. Wie geht es den Menschen in Damaskus und der dortigen Region? Blicke auf ein Land, in dem die Zerstörung nur eine Querstraße von der Hochkultur entfernt ist. Von Severin Rapp

Anfang Februar, etwas mehr als ein Jahr nach dem Sturz des Assad-Regimes lässt die Sicherheitslage es zu, der Hauptstadt Damaskus und der umliegenden Region einen Besuch abzustatten. Was sagen die Menschen? Wie hat sich ihr Leben seitdem verändert?

Pauschal lässt sich diese Frage kaum beantworten, zu heterogen ist die Bevölkerung, zu unterschiedlich sind die Meinungen.

Gerne hätten wir – Antonia Titze von der österreichischen Tageszeitung *Der Standard*, Michael Kranabetter, freier Fotograf, Ahed Matook, Übersetzer und ich – mit Angehörigen aller Bevölkerungsgruppen gesprochen. Das jedoch gestaltet sich der schieren Vielzahl wegen als schwierig.

Um mit ersten Beobachtungen anzufangen: An der jordanischen Grenze zu Syrien stauen sich die vollen Lastkraftwagen, die Baumaterial ins Land liefern und leere Laster, die nach Jordanien fahren, um Nachschub zu holen. Nach 15 Jahren Bürgerkrieg ist viel zerstört. Überall wird deshalb gebaut.

Das birgt aber auch ein Risiko, an das man im ersten Moment nicht denken mag: Minen, Streubomben und nicht detonierte Mörser- und Raketen-Munition, die in den zerstörten Stadtteilen unter den Trümmern verborgen liegen.

Gefahren, die unter Trümmern lauern

Wie aufwändig die Beseitigung dieser Überbleibsel ist, erfahren wir bei einem Besuch der Weißhelme – sozusagen dem Technischen Hilfswerk in Syrien. In Jobar, einem Randbezirk von Damaskus arbeiten sie mit dem ICRC, dem roten Halbmond und dem HALO-Trust, einer Nichtregierungsorganisation (NGO) mit Sitz in den USA Hand in Hand zusammen, um die Sprengstoffe zu bergen und kontrolliert zur Detonation zu bringen.

Sie haben nur selten Medienbesuch, am Tag der Sprengung sind wir die einzigen Journalist\*innen vor Ort. Nur eine mutmaßlich israelische Drohne kreist über unseren Köpfen und schaut aus einiger Entfernung zu, was dort am Boden geschieht. Über die mediale Begleitung ist man sehr dankbar.

Es gibt zwar Aufklärungskampagnen in den Schulen, aber immer noch sterben jeden Tag Menschen oder werden schwer verletzt, insbesondere Kinder, weil sie beim Spielen auf Sprengstoff stoßen.

In Jobar selbst sind ununterbrochen Schrottsammler\*innen unterwegs, um Metalle aus den Trümmern zu bergen und sich durch den Verkauf ihren Lebensunterhalt zu ermöglichen. Das stößt bei den Helfern vor Ort auf gemischte Gefühle. Weil es unmöglich ist, die Menschen vom Durchsuchen der Trümmer abzuhalten, ist man dazu übergegangen, sie wenigstens über die Gefahren aufzuklären. Tatsächlich melden



Interview mit Silah in seiner renovierten Wohnung in einem ansonsten komplett zerstörten Haus



Obstsalat wird in Damaskus in Krügen serviert

Sammler\*innen häufig verdächtige Gegenstände, die ihnen bei der Suche nach Metall auffallen. So seien schon einige Blindgänger gefunden worden, berichtet uns eine Mitarbeiterin vom HALO-Trust.

Die NGO ist gerade dabei, Zufahrtswege freizuräumen und zu sichern. So entsteht nach und nach ein Spinnennetz aus sicheren Fäden, das es ermöglicht, Parzelle für Parzelle freizuschaffen.

Den ersten Schritt macht schwer gepanzertes Gefährt. Große Bagger räumen umsichtig den Schutt beiseite, jede Schaufelladung wird beim langsamen Auskippen genauestens beobachtet. Wenn die Helfer etwas finden, sammeln sie die Blindgänger, um sie später zur Detonation zu bringen. Danach laufen die Weißhelme, gesichert mit Schutzkleidung, die geräumten Wege mit Metalldetektoren ab. Dabei achten sie besonders auf die Wegränder und markieren am Ende mit Farbe aus Spraydosen den gesicherten Bereich. Ganz zum Schluss läuft ein speziell geschultes Team nochmals die Pfade ab und guckt, ob sich verdächtige Gegenstände in den Trümmern verbergen. Wenn von ihnen jemand etwas zu finden glaubt, bleibt auf Kommando der ganze Trupp stehen. Es erinnert ein wenig an das Kinderspiel Ochs am Berg.

Dass die Konfliktparteien zahlreiche Tunnel gegraben haben, um sich vor Beschuss zu schützen, macht die Sache nicht einfacher. Ständig besteht das Risiko, dass der Boden unter einem nachgibt und sich große Löcher auftun. Niemand weiß, was sich in den Tunneln verbirgt. Diese müssten dann in einem zweiten Schritt gesichtet werden. So weit sind die Helfer hier aber noch nicht.

Unter den Weißhelmen ist auch ein ehemaliger Rebell. Einmal kommt er lachend zurück und erzählt, er habe ein Graffiti wiedererkannt, dass er damals in Jobar gemacht hatte. Wir fragen nach und er vergleicht das Gefecht um Jobar mit dem Handyspiel Angry-Birds. Nach dem Motto: „Erst haben die geschossen, dann haben wir zurückgeschossen. Dann haben wieder die geschossen.“

Die Weißhelme und andere NGOs arbeiten unter größten Schutzvorkehrungen. Und dennoch: Ein falscher Schritt, ein falscher Handgriff können verheerende Folgen haben. Trotzdem ist Ahmed stolz auf seinen Job und er macht ihn gerne. Ihre Arbeit sieht er als wertvollen Beitrag zur Sicherheit der Bevölkerung und zum Wiederaufbau.

Nur eine Querstraße trennen Zerstörung von Hochkultur

Wir sprechen mit Hussein. Er ist Palästinenser, sein Vater stammt ursprünglich aus Israel und hat schon einmal alles verloren. Aufgrund des Bürgerkriegs steht die Familie nun ein zweites Mal vor den Trümmern seiner Existenz. Wir treffen ihn, als er gerade an der Außenfassade Einschusslöcher zuspachtelt. Hussein lädt uns auf eine Führung durch seine Wohnung ein. Die Leitungen für Strom und Wasser sind aus den Wänden gerissen. Plünderer – „Assads Truppen“, sagen die Menschen hier – sind in der Vergangenheit durch die Viertel gezogen. Auch deshalb hat Hussein weder Strom noch Wasser in seiner Wohnung. „Wir leben hier wie die Hunde“, sagt er. Trotzdem bleibt er, trotzdem baut er seine Wohnung wieder auf.

Salih Idris ist schon einen Schritt weiter: Seine Wohnung – die einzige in dem ansonsten bis auf das Skelett zerstörten Haus – ist luxuriös ausgestattet. Die Szenerie erinnert an eine Kommode, der alle Schubladen fehlen – bis auf eine. Vom Balkon hat man einen guten Blick auf Jobar, sieht den zerstörten Wasserturm und die Ruinen dieses nördlichen Stadtteils von Damaskus. Für uns ist es unvorstellbar, wie man dort leben kann. Als wir vor seinem Haus einige Patronenhülsen aufsammeln, eilt er herunter und reicht uns zwei Hände voll davon.

Und dann gibt es jenseits von diesem Damaskus noch die Viertel und auch Dörfer, an denen der Krieg vorübergezogen ist. Der Kontrast ist groß. Die schicken Cafés in der weitgehend unversehrten Altstadt trennen nur gute 15 Autominuten von den ausgebombten Quartieren. Nur eine Querstraße trennen Zerstörung von Hochkultur.

Wo der Krieg nicht gewütet hat, pulsiert das Leben wieder. Seit dem Sturz Assads hat die neue Regierung offensichtlich für die Menschen spürbar das Leben verbessert. Inzwischen gibt es wieder rund um die Uhr Strom. Kleinere Stromausfälle passieren zwar noch, sind aber räumlich und zeitlich stark begrenzt. „Gepriesen sei die neue Regierung“, scherzen sie im Friseursalon, als das Licht wieder angeht und die Rasierapparate erneut surren.

Wir essen Shawarma im *Big Five*, einem kommerziellen Zentrum mit sehr viel gutem Essen und im Laufe der Zeit schauen wir immer mal wieder bei Abu Abdu auf eine Maß Obstsalat vorbei. Überhaupt haben das Essen und Trinken für die meisten Syrer\*innen eine immense Bedeutung. Nicht selten werden wir zum

fünftens Abendessen eingeladen und verleihen uns gegenseitig scherzhaft den Titel: Stopfgans des Tages.

Für viele Leute bedeutet der Machtwechsel vor allem wirtschaftlichen Aufschwung.

Die neue Regierung hält sich an vielen Stellen eher bedeckt im Hintergrund. Man sieht das am Beispiel der Währungsreform. Auf den neuen Geldscheinen finden sich Feldfrüchte, während auf den alten Scheinen Assad und andere ideologische Symbole zu sehen sind. Man gibt sich betont neutral. Gerne hätten wir auch mit Politiker\*innen gesprochen, wie der Ministerin für Soziales und Arbeit, Hind Kabawat, die besuchte jedoch gerade die Sicherheitskonferenz in München.

Der neuen Situation stehen allerdings nicht alle optimistisch gegenüber. Insbesondere in christlichen Kreisen scheut man das Thema Politik eher. Im griechisch-orthodoxen Kloster Saidnaya, nördlich von Damaskus, erklärt man uns auf Nachfrage, man spreche grundsätzlich nicht über (welt)politische Themen innerhalb der Klostermauern. Eine Besuchergruppe vor dem Kloster weicht unseren Fragen aus. Schließlich können wir aber noch mit William sprechen. Er ist Mukhtar des Ortes Saidnaya, eine Art ehrenamtlicher Bürgermeister. Der gelernte Ingenieur spricht seine Forderungen und Hoffnungen sehr geradlinig aus. Er fordert Schutz vor extremistischen Kräften und eine gleichberechtigte Teilhabe an der politischen Gestaltung.

Warum ist es so schwierig nach Deutschland und nach Europa zu reisen?

Ein Mann, der gerne anonym bleiben möchte, sieht pessimistischer in die Zukunft. Wenn er an Syrien denke, fühle er nichts. Er hat seinen Bruder verloren, der im Krieg gegen den IS für Assad gekämpft hat und dabei umgekommen ist. Deshalb würde er oft damit aufgezo-gen, er sei ein „Falloon“. So bezeichnen sie die Menschen, die auf der Seite Assads gestanden hatten.

Ihn treibt die Frage um, wie man all die geflohenen oder vertriebenen und in der Welt verstreuten Syrer\*innen zu einer Rückkehr in ihre Heimat motivieren könnte. Er bereue ein bisschen, damals nicht selbst geflohen zu sein. Jetzt sehe er sich dazu gezwungen zu bleiben und blickt mit Sorge in eine ungewisse Zukunft. Man merkt ihm seine innere Zerrissenheit an.

Ein kleines kulturelles Zentrum ist das Sprachen-Institut CCIT in Damaskus für uns geworden. Hier lehren sie Deutsch und Englisch und wir sind gern gesehene Gäste. Oft sitzen wir abends dort im Vorhof und sprechen mit den Lehrkräften und Schüler\*innen. Viele der Anwesenden haben große Pläne und immer wieder hören wir den Wunsch heraus, Deutschland zu besuchen, dort vielleicht sogar eine Zeit lang zu leben und zu arbeiten. Und immer wieder sehen wir uns mit der Frage konfrontiert, warum es für die Menschen in Syrien so schwierig ist, nach Deutschland beziehungsweise generell nach Europa zu reisen.

Auch William, der bereits in München bei Siemens gearbeitet hat, würde gerne noch einmal nach Deutschland kommen, denn auch seine Verwandten haben da Zuflucht vor dem Krieg gefunden. So gerne würde er sie besuchen, sagt er. Es beschämt uns, dass wir so wenig für ihn und all die anderen tun können, die sich nichts sehnlicher wünschen, als endlich wieder ihre Familien in die Arme schließen zu können. Es fällt uns schwer, den Menschen vor Ort zu erklären, dass es am Ende rassistische Erwägungen sind, die die Politik in Deutschland davon abhalten, Erleichterungen in diese Richtung zu schaffen.

Die Spuren des Krieges bleiben unübersehbar

Angesichts der extremen Zerstörungen und den unzähligen ungelösten Problemen im Land ist eine Rückkehr-Welle noch nicht zu erwarten. Friedrich Merz will ungeachtet dessen 80 Prozent der in Deutschland lebenden Syrer\*innen zurückschicken. Die deutsche Politik verkennt, dass viele von ihnen sich in Deutschland ein neues Leben aufgebaut, Familien gegründet haben und meist hervorragend integriert sind. Ohne sie würde das deutsche Gesundheitssystem schlapp machen. Gleichzeitig steht zu befürchten, dass Syrien einen zu großen Rückstrom gar nicht bewältigen könnte. Das hängt vor allem mit dem fehlenden Wohnraum zusammen.

Eine weitere Gefahr besteht – insbesondere für Angehörige von Minderheiten – darin, Opfer von politischer Verfolgung zu werden. Insbesondere die Alaviten befürchten Repressalien, weil Assad aus ihren Reihen stammt und sich Wut und Rachege-lüste immer wieder an ihnen entladen. Auch in den drusischen Gebieten fürchten die Menschen, wieder zwischen die Fronten zu geraten. Seit dem Beginn des Iran-Kriegs kurz nach unserer Rückreise ist ein immer enthemmter vorgehendes Israelisches Militär zu beobachten. Wir haben die Folgen des Beschusses des syrischen Verteidigungsministeriums selbst gesehen. Das Gebäude ist



*William hat bei Siemens in München gearbeitet und würde seine Verwandten in Deutschland gerne besuchen*

in grüner Folie verhüllt und stark beschädigt. Und das ist noch vor der Eskalation passiert.

Die Spuren des Krieges bleiben überall unübersehbar. Vor einiger Zeit ist eine mutmaßlich iranische Drohne auf dem Weg nach Israel neben unserem Hotel bruchgelandet, zum Glück ist sie nicht detoniert. Wir sehen auch ältere Beschädigungen. Da ist zum einen die zerstörte und trotzdem immer noch sehr beeindruckende Moschee und zum anderen das Gelände, auf dem früher Baby-Nahrung hergestellt wurde.

Als wir die Moschee fotografieren, werden einige Polizisten auf uns aufmerksam. Sie treten zuerst etwas einschüchternd auf. Als wir uns als Journalist\*innen zu erkennen geben, werden sie schlagartig freundlich und erklären uns das Gelände: Ein vom Assad-Regime zweckentfremdetes Areal. Sie zeigen uns eine Stelle, an der Hinrichtungen stattgefunden haben sollen.

Überall liegen die braunen kleinen Fläschchen herum, in die damals die Nahrung abgefüllt wurde.

Einer der Polizisten hebt ein Fläschchen auf und scherzt: „Banane, das war mein liebstes.“ Viele der Fläschchen sind durch das vom Beschuss ausgelöste Feuer so heiß geworden, dass sie zusammenschmolzen. Man kann nur erahnen, wie heftig auf dem Gelände gekämpft worden sein muss.

Nicht alle Begegnungen und Interviews haben es in den Artikel geschafft. Sämtliche Interviews samt Fotostrecke und einer knappen Einordnung findet ihr auf: [hinterland.de/Syrien](http://hinterland.de/Syrien). <

Severin Rapp, wie das meiste in seinem Leben, ist auch diese Reportage das Resultat streng geplanten Zufalls.

*Ein besonderer Dank gilt Antonia Titze von der österreichischen Tageszeitung Der Standard für das Führen der Interviews, Michael Kranabetter für Film- und Fotosequenzen und vor allem Ahed Matook, ohne den diese ganze Unternehmung nicht denkbar gewesen wäre als Organisator, Übersetzer und Chauffeur.*

